

# Unter Brüdern

John  
Fante



MaroVerlag

Aus dem Amerikanischen  
von Michael Kirchert und Kurt Pohl  
224 Seiten · Broschur  
ISBN: 978-3-87512-486-6  
18 € (D) · 18,50 € (A)  
[www.maroverlag.de](http://www.maroverlag.de)



Die amerikanische Originalausgabe erschien 1977 unter dem Titel  
*The Brotherhood of the Grape* bei Bantam Books;  
Neuaufgabe 1988 bei Black Sparrow Press, Santa Rosa

Diese Ausgabe erscheint mit freundlicher  
Genehmigung von Ecco, einem Imprint von  
HarperCollins Publishers LLC, New York.

© 2019 für die deutsche Ausgabe: MaroVerlag, Augsburg

Umschlag: Kolja Burmester

Druck und Bindung: CPI, Leck

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigen Werkdruckpapier.

Printed in Germany

ISBN 978-3-87512-486-6

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



**1** Eines Abends im vergangenen September rief mein Bruder aus San Elmo an, um mir zu berichten, dass Mama und Papa wieder einmal kurz vor der Scheidung stehen.

»Na schön, und sonst gibts nichts Neues?«

»Diesmal ist es ernst«, sagte Mario.

Nicholas und Maria Molise waren seit einundfünfzig Jahren verheiratet und, obwohl es von Anfang an keine glückliche Ehe war, nur zusammengehalten vom gnadenlosen katholischen Glauben meiner Mutter, die ihren Mann mit aufreizender Geduld für seine Selbstsucht und Respektlosigkeit strafte, wäre es jetzt wohl glatter Wahnsinn, wenn die alten Leute so spät in ihrem Leben auseinandergingen. Meine Mutter war vierundsiebzig, mein Vater zwei Jahre älter.

Ich fragte Mario, welchen Ärger es diesmal gegeben hatte.

»Ehebruch. Sie hat ihn auf frischer Tat ertappt.«

Ich lachte. »Dieser alte Kerl? Wie kann der noch Ehebruch begehen?«

Es war nach vielen Jahren die erste Beschuldigung dieser Art. Die letzte handelte von Vaters Ausflügen zu Adele Horner. Sie, eine Postangestellte, »eine bucklige, kleine Hexe« – wie Mutter sie beschrieb, war eine leicht hinkende Frau um die fünfzig. Aber das

war schon Jahre her und Papa war nicht mehr der Alte. Erst an seinem Geburtstag im April mussten wir miterleben, wie er sich am Boden krümmte, mit beiden Fäusten auf den Teppich trommelte und stöhnend gegen seine Prostata-Schmerzen ankämpfte.

»Komm schon, Mario«, wies ich ihn zurecht. »Du redest von einem verbrauchten, alten Mann.«

Er erzählte, Mama hätte Lippenstift auf Papas Unterwäsche entdeckt. Aber damit nicht genug, als sie ihm das Beweisstück vorlegte (ich sah richtig, wie sie es ihm unter die Nase rieb), hätte er sie am Hals gepackt und gewürgt, über den Küchentisch gelegt und in den Hintern getreten. Obwohl er barfuß gewesen sei, hätte sein Tritt einen blauen Fleck an Mamas Hüfte hinterlassen. Zudem hätte sie rote Striemen am Hals.

Als Mario durch die Hintertür hereinkam, verließ mein Vater fluchtartig das Haus, beschämt über den feigen Angriff auf seine Frau. Der Anblick von Mamas Schürfwunden machte Mario so wütend, dass er nach draußen stürzte, in seinen Lieferwagen sprang und zum Polizeirevier raste, wo er gegen seinen Vater Nicholas Joseph Molise Anzeige wegen vorsätzlicher Körperverletzung erstattete.

Regan, der Polizeichef von San Elmo, versuchte Mario von dieser drastischen Maßnahme abzuhalten, denn er war ein alter Saufkumpan meines Vaters und wie dieser Mitglied im Elks Club. Doch Mario schlug auf den Tisch und blieb bei seiner Forderung. Das zwang den Polizeichef, seiner Pflicht nachzukommen. Begleitet von einem Hilfssheriff fuhr Regan zum Molise-Haus in der Pleasant Street.

Voller Abscheu sah Mario, wie sich mein alter Herr gegen die Festnahme sträubte und, mit einer Schaufel bewaffnet, die Stellung im Vorgarten hielt. Schnell hatten sich eine Menge Nachbarn eingefunden. Mein Vater und der Polizeichef gingen ruhig ins Haus und setzten sich an den Küchentisch, tranken Wein und

besprachen die Lage, während das herzerreißende Weinen von Mama aus dem Schlafzimmer herüber drang.

Inzwischen hatte sich die Menge vor dem Molise-Anwesen über die ganze Straße verteilt. Zwei zusätzliche Streifenwagen wurden angefordert, um den gesamten Häuserblock abzusperren. Auf einmal fand die Kumpanei zwischen Papa und dem Polizeichef ein jähes Ende. Der Polizeichef zog Handschellen hervor und eine Rangelai entstand. Als Regan um Hilfe schrie, stürzten Polizisten herein, hielten meinen Vater am Boden fest und fesselten ihn. Er atmete schwer, als er nach draußen zu einem Streifenwagen gezerrt wurde.

Beim Anblick ihres gefesselten Mannes schrie meine Mutter vor Verzweiflung. Sie stürzte sich auf die Beamten, schlug und kratzte sie so heftig, dass sie ohnmächtig aufs Pflaster fiel und von ihren Nachbarinnen Mrs. Credenza und Mrs. Petropolos mit schleifenden Absätzen ins Haus gezerrt wurde.

Mein Bruder Mario, der wieder in seine hilflose Angst vor meinem Vater verfallen war, tauchte hinter den Mülltonnen in der Zufahrt auf und eilte zu Mama, die auf der Couch lag, tröstete sie und hielt ihre Hand.

Zitternd vor Verlangen, ihrem Ehemann zu vergeben, stand Mama schwankend auf, taumelte durchs Zimmer, fiel vor der Statue der Heiligen Teresa auf die Knie und flehte sie an, ihren treulosen Gatten nicht zu strafen, sondern noch einmal mitleidvoll auf seine Vergehen zu blicken und sich vor dem allmächtigen Richter für die Unsterblichkeit seiner armen Seele zu verwenden.

Sie bat Mario, die Anzeige gegen den alten Mann fallen zu lassen und seine Freilassung aus dem Gefängnis von San Elmo zu erreichen. »Er ist alt, Mario. Er meint's nicht böse, aber er verliert langsam den Verstand.«

Mario fiel es erst einmal schwer, an die Freilassung seines Vaters zu denken. Er hielt es für besser, wenn Papa erst mal eini-

ge Stunden im Bau blieb und sich beruhigte. Aber die Wehklagen meiner Mutter, ihre großzügige Nachsicht und ihre Warnung, dass Papa – falls nicht rasch befreit – seinen Sohn in Stücke reißen würde, ließen Mario nachgeben. Sie und Mario fuhren in die Stadt, um den alten Herrn loszueisen.

»Was hätte ich sonst tun sollen?«, fragte Mario weinerlich durchs Telefon. »Er ist ein böartiger, tückischer alter Mann, und je länger du ihn einsperst, umso böartiger wird er. Er ist wie tollwütig.«

Zu ihrer beiden Überraschung und zu Regans Entsetzen mochte Nick Molise weder freigelassen werden, noch wollte er etwas vom Fallenlassen der Anklage wissen. Er verfluchte Mario und Mama, verhöhnnte seine Wärter und schwor, seinen Fall durch alle Instanzen zu boxen, bis hin zum Obersten Gerichtshof, um zu beweisen, dass es noch Gerechtigkeit in Amerika gab.

»Und dann hat er mir ins Gesicht gespuckt«, sagte Mario. »Er sagte, ich wäre Judas, der Jesus umgebracht hat. Er sagte, ich wäre nicht länger sein Sohn. Und dann boxte er mir noch in den Magen.«

Daraufhin verlor Regan die Geduld. Er zerriss den Haftbefehl und wies Papa, Mama und Mario aus dem Polizeirevier. Nick Molise umklammerte mit seinen großen Fäusten die Gitterstäbe und rührte sich nicht von der Stelle. Drei Polizisten stürzten sich auf ihn, hauten ihm auf die Finger, schubsten ihn den Gang entlang und warfen ihn auf die Straße.

Dort entzündete sich der Streit zwischen dem alten Mann und Mario erneut, während beide die Stufen zum Polizeirevier hinunter taumelten und auf dem gepflasterten Rinnstein landeten. Die Beamten brachten sie auseinander und hätten beide wegen Ruhestörung angezeigt, doch der Polizeichef beorderte, aus Furcht vor weiteren Verwicklungen, seine Leute nach drinnen und verriegelte den Eingang. Und da traf wie aus heiterem Himmel meinen Bruder



Mario – einen friedfertigen, etwas schwerfälligen, aber keineswegs unverträglichen Mann von vierzig Jahren – ein unbarmherziger Schwinger des alten Herrn. Und das, obwohl Mario eher unseren Herrgott als seinen eigenen Vater geschlagen hätte.

Das wüste Durcheinander endete damit, dass Mario in den Rinnstein sackte und sich ein Taschentuch an seine blutige Nase hielt, während Mama die versammelten Gaffer anschrie, die das Schauspiel in aller Ruhe verfolgten, immer darauf bedacht, nicht hineingezogen zu werden.

Es war wahrhaftig nicht das erste Mal, dass sich das Oberhaupt der Familie Molise in der Öffentlichkeit lächerlich gemacht hatte. Ein paar Monate zuvor hatte Papa sich einen jungen Bar-mixer aus dem Onyx Club vorgeknöpft, der ihn tüchtig verdroschen und an die Luft gesetzt hatte, worauf er eine Parkbank durchs Kneipenfenster wuchtete. Diese Randalie hatte mich einen Scheck mit einem Hunderter gekostet. Dank Regan kam die Sache nie vor Gericht.

Seit Jahren schon hatte sich Nick Molise an Straßenecken, in Kneipen und Wahllokalen an so vielen Streitereien beteiligt, dass der Name unserer Familie in der Stadt schon längst völlig ruiniert war. Dennoch zeigten die Mitbürger Nachsicht und Langmut, denn jeder mochte den Alten und seine hitzköpfige Art. Er war verschroben, laut, strapazierte ihre Geduld und war die meiste Zeit betrunken. Trotzdem: er hatte Narrenfreiheit in San Elmo. Nachts hörte man ihn durch verlassene Straßen heimwärts torkeln und misslungene Versionen von *O sole mio* singen; die Menschen lagen friedlich im Bett und sagten: »Da geht der alte Nick«, und drehten sich lächelnd um. Er war ein Teil ihres Lebens.

Jeder mochte ihn, außer seinen Söhnen Mario und Virgil. Als Leiter der Kreditabteilung der First National Bank, war mein Bruder Virgil davon überzeugt, dass Papas Mätzchen seine

Bankkarriere ruiniert hätten. Mario dagegen warf seinem Vater vor, ihm weder eine College-Ausbildung noch eine Maurer- und Steinmetzlehre ermöglicht zu haben. Und was meine Schwester Stella betraf, sie hörte nicht auf, dem Treiben des alten Mannes mit heftigen Vorwürfen zu begegnen: der Trinkerei, den Glücksspielen, der Hurerei und seinen Grausamkeiten unserer Mutter gegenüber. Stella konnte ihn auf unheimliche Weise einschüchtern: kaum blitzten ihre dunklen Augen auf, duckte er sich wie ein Hund. Obwohl sie ihn liebte, hasste sie ihn auch; sie war entschlossen, sich all das zu merken, was Mama erfolglos zu vergessen suchte.

Doch zurück zum Anruf meines Bruders.

Nach seiner Attacke gegen Mario stand mein Vater auf den Stufen zum Polizeirevier und hielt eine gepfefferte Ansprache an die versammelte Menge. Er brandmarkte den Verrat des eigenen Sohnes, der ihn einsperren ließ, er nannte die Beamten Verbrecher, die rechtschaffene Bürger misshandelten, und er geißelte Mama als dumme alte Pute, die einen ehrenwerten Mann drangsalierte, der nur in Frieden leben wolle.

Voller Abscheu berichtete Mario, wie Mama das alles schreiend leugnete, wie sie wie toll auf die Umstehenden losging, dabei nach ihren Armen schnappte, als sie sich abwandten, und wie sie wieder und wieder auf dem Lippenstift an der Unterwäsche ihres Ehemannes herumritt. »Meint ihr, dass sich so ein verheirateter Mann benehmen sollte?«, fragte sie beschwörend. »Wer wäscht denn seine Sachen, hält sein Haus sauber und kocht sein Essen? Ist das der Dank – Lippenstift vom Mund einer Schlampe?«

Erschreckt löste sich die Menge auf. Selbst Papa verließ fluchtartig diesen üblen Schauplatz, lief die Oak Street hinunter, über die Gleise der Southern Pacific zum Café Roma, einem Schlupfwinkel für italienische Rentner.

Blutverschmiert und verstört half Mario Mama in den Lieferwagen. Wie das Schicksal so spielte, war die Batterie leer und der Wagen wollte nicht anspringen. Wie Kriegsflüchtlinge schleppten sich Mutter und Sohn durch die Stadt zum roten Holzhaus in der Pleasant Street. Mario holte später von der Shell-Tankstelle eine Leihbatterie und ging zurück zum Wagen. An der Windschutzscheibe steckte ein Strafmandat wegen Falschparkens. Er fuhr zurück in die Pleasant Street.

Zu Hause angekommen fing Mama an, die Koffer zu packen. Sie war fest entschlossen, den Bus nach Denver zu nehmen, wo sie zu ihrer Schwester Carmelina ziehen wollte. Sie wusste, sie war willkommen, denn Carmelina, unsere uralte Tante, verab-scheute meinen Vater und hatte den Kampf gegen diese Ehe zu ihrem lebenslangen Steckenpferd erklärt.

Mutter war gerade mitten im Packen, als meine Schwester Stella und mein Bruder Virgil ins Haus stürmten. Von verschiedenen Seiten hatten sie von der wilden Szene vor dem Polizeirevier erfahren. Meine Mutter, die keine Gelegenheit eines dramatischen Auftritts vor ihren Kindern ausließ, fiel sofort ohnmächtig auf den Küchenboden und umging damit die überstürzte und unüberlegte Busfahrt über die Sierras nach Denver; eine Reise, die ihr überaus beschwerlich geworden wäre, denn sie litt an Rückenschmerzen und chronischer Blasenstörung.

Der Geruch von zerdrücktem Knoblauch ließ Mama wieder zu sich kommen. Mit dem Opfermut einer Heiligen Bernadette begann sie herumzuwerkeln und Wein und Genueser Kekse auf den Tisch zu stellen, worauf eine hitzige Debatte über ihre Probleme mit Papa folgte.

Ich erinnerte mich gut an diese Gespräche, die seit Jahren stattgefunden und nie zu etwas geführt hatten. Längst Vergessenes wurde herausgekrämt und in die Diskussion geworfen, alle schrien aus vollem Hals. Der seelische Wirrwarr hinterließ schließlich nur

Bitterkeit und schlechte Stimmung. Wie das Rätsel der Unbefleckten Empfängnis, so war das Problem meines Vaters unlösbar, es trotzte jeder Logik und ergab keinen Sinn.

Mein Bruder Virgil war besonders erbost. Sein Arbeitgeber, J.K. Eicheldorn, der Bankpräsident, war Zeuge des Schauspiels vor dem Polizeirevier gewesen, und diesem vornehmen, ersten Bürger von San Elmo hatte das überhaupt nicht gefallen. J.K. rief Virgil in sein Büro und erklärte schlicht, die Mätzchen von Mr. und Mrs. Molise schädigten den guten Ruf der Bank, und wenn sie so weitermachten, wäre Virgils Position in Gefahr.

Heulend und auf den Küchentisch schlagend, beschuldigte Virgil Papa und Mama, sie wären völlig aus dem Häuschen, asoziale, alte tattrige Dummköpfe, die einfach weg gesperrt gehörten.

Das führte zu noch größerem Wehklagen meiner Mutter, die händeringend unseren Herrgott anflehte, sie endlich heimzuholen. Mario kam ihr zu Hilfe, verfluchte Virgil, beschimpfte ihn als Angeber und Feigling, der wegen gesellschaftlicher Anerkennung seine eigenen Eltern im Stich lassen würde.

Virgil, mit einer Lästertongabe begabt, wies Mario schnell in die Schranken und nannte ihn »die niederste Art menschlicher Existenz: Bremser bei der Eisenbahn.« Das war zu viel. Mario gab Virgil eine aufs Maul und Virgil rächte sich mit einem Hieb auf die Nase. Dann prügeln sie sich quer durch die Küche, stießen Stühle um und warfen Töpfe und Pfannen aus dem Regal, während Mama kreischte und meine Schwester Stella nach nebenan in ihr Haus rannte, um ihren Mann John DiMasio, den Maurer, zu Hilfe zu holen. Noch ehe sie mit John zurückkam, war der Streit vorbei. Virgil war fort, und Mario stand an der Küchenspüle und verarztete zum zweiten Mal an diesem ereignisreichen Tag seine blutige Nase.

Die Ruhe war wieder hergestellt, doch Mama goss erneut Öl ins Feuer.

»Was mach ich bloß mit diesem dreckigen, alten Bock?«, fragte sie. Das war eine scheußliche Art das Thema anzuschneiden, über das eigentlich niemand mehr reden wollte, und DiMasio war es so zuwider, dass er auf der Stelle das Haus verließ. Aus der Zufahrt rief er Stella zu, sie solle ihren Arsch nach Hause bewegen.

Stella ignorierte ihn. »Mama«, sagte sie, »du kannst es nicht wirklich beweisen, dass Papa untreu war. Es sind alles nur Indizien.«

Völlig entgeistert warf Mama die Hände in die Luft.

»Indizien? Oh Mutter Gottes, bewahre mich vor meinen eigenen Kindern!«

Sie wankte ins Schlafzimmer und kam mit der verräterischen Hose zurück, schob Teller und Gläser beiseite. Sie breitete die Unterwäsche in der Mitte des karierten Tischtuchs aus wie ein unzüchtiges Beweismittel. Die rötlichen Stellen, die den Schritt befleckten, waren recht gut sichtbar.

»Das war todsicher Lippenstift«, sagte Mario am Telefon. »Der Kuss von irgendeinem Flittchen.«

Für meine, mit ihrem eigenbrötlerischen, aber gewandten Maurer verheiratete Schwester Stella stand fest, dass der Fleck von dem roten Mundwasser stammte, das sie im Badezimmer gesehen hatte.

»Mehr ist das nicht – einfach Mundwasser.«

Es war, als hätte sie Mama mit einem Knüppel niedergestreckt. Ihr Kopf fiel vornüber und schlug dumpf auf den Tisch. »Ich bin es leid«, stöhnte sie, »Ach, gelobter Herr, erlöse mich von dem Übel. Ich kann einfach nicht mehr. Einundfünfzig lange Jahre hab ich mein Bestes getan, aber jetzt bin ich mit meiner Kraft am Ende. Ich will weg. Ich will ein bisschen Frieden in meinem Alter. Ich will die Scheidung.«

Wie von ihren eigenen Worten elektrisiert, sprang sie auf: »Scheidung! Scheidung!« Sie hetzte durchs Haus, durch die Ein-

gangstür hinaus, die Stufen hinunter auf die Straße, schrie dabei aus voller Kehle und raufte sich die Haare.

»Scheidung! Scheidung! Jetzt lasse ich mich scheiden!«

Auf beiden Straßenseiten öffneten sich die Türen und Ehefrauen strömten in die Vorgärten, junge und alte Ehefrauen, die still und mitfühlend zusahen. Seit vielen Jahren waren die Probleme im Molise-Haushalt auch die ihren.

Nebenan fuchtelte Mrs. Romano zustimmend mit der Faust. »Richtig, Maria. Werd diesen alten Bastard endlich los!«

Mario und Virgil rannten aus dem Haus, packten Mama und schoben sie die Stufen hoch, durch die Tür zurück ins Haus.

Im Bewusstsein allgemeiner Aufmerksamkeit und voller Begeisterung griff Mama zum Telefon und rief Harry Anderson an, den Anwalt der Familie. »Setz die Papiere auf, Harry. Diesmal im Ernst. Ich lasse mich von diesem Tier scheiden.«

Wie gewöhnlich versuchte Anderson, sie zurückzuhalten. Stella entriss ihr den Hörer, doch Mama griff ihn sich wieder. »Ich unterschreibe alles, Harry. Mach die Papiere fertig. Das Haus will ich. Er darf hier nicht mehr rein. Soll er doch im Geräteschuppen schlafen. Sag ihm, er soll sich seine Wäsche abholen. Ich werfe den ganzen Mist auf die Straße, und das gilt auch für seine dreckigen Unterhosen. Und der Zementmischer ist bis morgen verschwunden, sonst gebe ich ihn der Wohlfahrt.«

Anderson war einverstanden, sie am nächsten Tag in seinem Büro zu treffen.

»Soweit ist es also«, schloss Mario mit zittriger und trostloser Stimme. »Ich kanns nicht fassen, Henry! Das Ende unserer Familie. Sie werden es doch nicht einen Monat ohne einander aushalten.«

»Das wird nicht passieren«, sagte ich ihm.

»Du musst sie retten, Henry. Du bist der einzige, der das kann.«

Ich konnte verstehen, warum sie sich vor dieser lächerlichen Scheidung fürchteten, und welches Chaos das in ihrem ruhigen Kleinstadtdasein anrichten würde. Sie waren nicht mehr jung, ihre Hoffnungen und die Zukunft waren aufgebraucht, und sie trugen schon schwer genug an dem Haufen von Kindern, die sie hineinstopften in ihre Steinhäuser mit drei Zimmern und kleinem Hinterhof, Zitronenbaum in der Ecke, Tomatenstauden am Zaun und heranwachsenden Töchtern, ohne die nötigen eigenen Zimmer. Falls geschieden – wo sollten meine Eltern hin? Wer hatte genug Platz, um sie unterzubringen?

Gut, Mama hatte seltsame, halbherzige Pläne, zu ihrer Schwester nach Denver zu ziehen, aber diese Menage hätte keine 48 Stunden gehalten, denn die schusselige Carmelina (immer im gleichen schwarzen Kleid mit schwarzem Schal) war eine an den Rollstuhl gefesselte, überspannte Gichtkranke, die ständige Aufmerksamkeit brauchte. Und sie war ein noch schlimmerer Tyrann als Nick Molise. Ein paar Nächte in Carmelinas ungelüfteter Wohnung, und Mama wäre wieder nach San Elmo geflohen, hätte allein im baufälligen, schindelgedeckten Haus in der Pleasant Street gewohnt, ohne sich um den brüchigen Gashahn am Küchenherd zu kümmern und einzuschlafen, während es die Wände des Gaskessels zerriss. Mein alter Herr mochte ein armseiliger Ehemann sein, aber er hatte genug Verstand, um die Kesseltemperatur niedriger zu stellen und ein Fenster zu öffnen, damit man die Nacht überlebte.

Was mit ihm? Wohin würde er nach einer Scheidung gehen?

»Du bist der älteste Sohn«, sagte Mario. »Er ist dein Problem.«

»Es wird nichts passieren«, versicherte ich ihm müde. »Ein Ehepaar, das einundfünfzig Ehejahre zusammengeschweißt haben, ist unzertrennlich wie siamesische Zwillinge. Wenn sie sich trennen, dann sterben sie – und das wissen sie auch.«

»Ich habs dir doch gesagt – sie geht morgen zum Anwalt.«

»Nichts wird passieren. Sie wird zu ihm gehen, aber das ist alles Theater, nichts Ernstes.«

»Hör mal, Henry. Du hast dieses hübsche Haus in Redondo Beach, die vielen Zimmer, deine Kinder sind groß und aus dem Haus, du hast ausgesorgt und du hast Platz. Wir haben uns überlegt, ich und Stella, ob du uns helfen könntest, bis die Krise vorbei ist und uns vielleicht für ein paar Tage den alten Herrn abnehmen kannst?«

»Ich nehme alle beide.«

»Das kannst du nicht. Sie sprachen von Scheidung. Sie werden die ganze Zeit streiten. Das willst du doch nicht.«

»Ich nehme sie trotzdem. Verheiratet oder geschieden.«

»Sprich mit Harriet.«

»Was gibts da zu besprechen? Ich bin Herr in meinem Haus.«

»Nur den alten Nick. Versprich mirs.«

»Mario, das ist ein R-Gespräch. Wir reden seit einer Stunde, und das auf meine Kosten.«

Ein wütender Wortschwall überschwemmte den Apparat. »Eine solche Krise, und du denkst nur an die Telefonrechnung. Ist Geld so wichtig? Hast du denn gar kein Mitgefühl für die Frau, die dich in die Welt gesetzt hat? Oder für den Mann, der dich im Schweiß seines Angesichts großgezogen hat, dir Schuhe und Wäsche gekauft hat, dich ernährt und in die Schule geschickt hat? Denkst du, du hättest Schriftsteller werden können, wenn es diese beiden wunderbaren Menschen nicht gegeben hätte? Du warst immer die Nummer Eins. Wie stehts denn mit mir und Virgil und Stella? Denkst du, uns hat es gefallen, dass du das Lieblingskind warst? Denkst du, mir hat es gefallen, deine abgelegten Hemden und Strümpfe zu tragen? Deine Hosen hätt' ich auch tragen müssen, nur warst du so verflucht klein, dass sie mir kaum bis über die Knie gingen. Denkst du, ich hätte vergessen, wer das Rad gekriegt hat? Nicht etwa ich oder Virgil. Wir mussten in einem



Zimmer schlafen, ich und dieser furzende Virgil. Aber du nicht! Oh nein, du hattest dein eigenes kleines Zimmer zur Terrasse, mit deinen Büchern, deiner Schreibmaschine und der besonderen Lampe. Ich vergess' das nicht, Henry! Ich vergesse überhaupt nichts! Ich weiß, wie du lebst, du Snob. Du liegst den ganzen Tag am Strand herum, spielst dich groß auf, nur weil du Schriftsteller bist, und schreibst bescheuerte Lügen über deine eigene Familie. Und ich schufte acht, zehn Stunden am Tag wie der letzte Spaghetti am Rangierbahnhof – und für was? Für nichts als Ärger und Schulden, während du weit weg und fein raus bist und die Wellen rauschen hörst. Und wenn ich dann anrufe, um dir zu sagen, dass sich deine Eltern scheiden lassen, hast du nichts Besseres zu tun, als über die Telefonrechnung zu meckern. Na gut, du Knallkopp. Verreck doch!«

Er knallte den Hörer auf die Gabel.

Ich fand Harriet warm zugedeckt auf der kleinen Terrasse oberhalb vom Strand. Nebelbänke waberten Richtung Ufer wie eine Herde umherziehender Eisbären. Die Nacht war kalt und mondlos; selbst die Sterne wollten sich nicht blicken lassen. Ich rutschte neben Harriet unter die Decke und schilderte die Unterhaltung mit meinem Bruder.

»Glückwunsch für deine Mutter«, sagte Harriet. »Sie hätte sich schon vor fünfzig Jahren von diesem Bastard scheiden lassen sollen.«

»Sie ist gläubige Katholikin. Aus einer Scheidung wird nichts.«

»Ich hoffe doch. Überleg mal: endlich von diesem Satyr befreit.«

»Harriet, sie ist vierundsiebzig ...«

»Sie wird das schon schaffen. Da sind ja noch deine Brüder und Stella, und du wirst ihr natürlich auch beistehen. Das bist du ihr schuldig.«

»Was passiert mit Nick?«

»Was soll ihm das denn ausmachen? Er hat doch sowieso schon immer wie ein Junggeselle gelebt.«

Ich hielt inne und suchte nach einem harmlosen Weg, es ihr zu sagen, aber da es keinen gab, sagte ich einfach: »Ich hab mir überlegt, ihn für eine Weile hierher zu holen.«

Ihr Körper erstarrte unter der Decke. Sie drehte sich zu mir und musterte mich mit erschrecktem Blick, wobei jede Farbe aus ihrem Gesicht wich. In ihre Augenschlitze zu blicken war wie das Starren auf eine arktische Landschaft. Ihr Atem stockte und sie wurde eisig und schweigsam. »Es wird kühl«, sagte sie. »Ich glaube, ich mach' mir einen heißen Drink.«

Sie musste sich wohl mehrere gemacht haben, denn als ich eine Stunde später an meiner Schreibmaschine saß, stand sie hell wie ein Gespenst im Türrahmen. Sie trug ein langes, weißes Kleid und hatte ein entschlossenes Lächeln, in der einen Hand eine Zigarette und in der anderen etwas zu trinken.

»Ich habs mir anders überlegt«, sagte sie, meinem staunenden Blick zugewandt. »Eine Scheidung deiner Eltern ist vollkommen unsinnig.«

»Natürlich ist sie das.«

»Am besten, du fährst nach San Elmo, Henry. Rede mit ihnen.«

»Hast du schon mal versucht mit meinem Vater zu reden?«

»Dann eben mit deiner Mutter. Immerhin war es ihre Idee.«

»Hast du es dir anders überlegt, weil du meinen Vater nicht hierhaben willst?«

»Stimmt haargenau. Und du fährst am besten hin, noch ehe sie irgendwas Dummes anstellen. Sie sind beide ziemlich sonderbar, und du weißt das.«

Sie hatte recht. Wir waren eine impulsive, unberechenbare Sippe, die zu vorschnellen Entscheidungen und furchtbaren Gewissensbissen neigte. Auch wenn meine Mutter die Idee mit der

Scheidung aufgeben würde, könnte sich mein Vater dadurch rächen, dass er von zu Hause verschwand und ohne Vorwarnung in Redondo Beach auftauchte. Grimmig ging Harriet durchs Zimmer zum Telefon, entrollte die Telefonschnur und brachte den Apparat an meinen Schreibtisch.

»Ruf deinen Bruder an. Sag ihm, dass du kommst.«

Ich wählte. Mario musste die Hand am Hörer gehabt haben, als ob er den Anruf erwartet hätte, so schnell meldete er sich. »Was zum Teufel willst du denn noch?«, knurrte er.

Ich sagte ihm, ich würde morgen früh hinfliegen.

»Was ist denn das jetzt für eine Masche?«

»Keine Masche. Ich meine, dass ich kommen sollte. Das ist alles. Ich nehme die TT-Uhr-Maschine. Hol mich um zwölf in Sacramento ab.«

»Wie kommst, dass du's dir anders überlegt hast?«

»Es gibt keine Gründe.«

»Harriet?« Er lachte. »Hätt' ich mir denken können.«

»Zwölf Uhr. Flughafen Sacramento.«

»Ich bin da.«

Ich legte auf und sah Harriet an. Sie lächelte, als sie auf mich zukam. Sie stand hinter mir und legte ihre Arme um meine Taille. »Ich danke dir«, sagte sie, während ihre Hände an meinem Bauchnabel vorbei in meine Hose glitten. Sie liebte mich, presste ihre Zungenspitze in mein Ohr, drückte und streichelte mich sanft mit zehn erfahrenen, beschwörenden Fingern und intonierte dabei eine Fuge zu einem Fick auf meiner Flöte. Als sie dann hauchte: »Los, tun wirs«, eilte ich hinter ihr her ins Schlafzimmer, bemüht, meine Jeans abzustreifen und voller Sorge, dass die Musik auf einmal aufhören könnte, so wie es in den letzten Monaten schon öfter vorgekommen war.

Wie zwei Schlangen wanden wir uns umeinander, während sie schwer atmete. »Tu mir einen Gefallen«, bat sie. Und mit dem

Gedanken, dass ich sie vielleicht auffressen sollte, sagte ich: »Ja, alles, Schatz. Alles!«

»Wenn du in San Elmo bist, versprich mir, dass du meine Mutter besuchst. Sie hat sich verändert, Henry. Sie mag dich jetzt.«

Das wars dann. Der Flöte ging die Luft aus, die Musik hörte auf, und ich war wütend.

»Nein«, sagte ich, drehte mich weg und stand auf.

»Was ist los mit dir?«

Ich schämte mich ihr zu sagen, dass die alte Bitterkeit immer noch in mir gärte. Wie könnte ein erwachsener Mann, ein mutmaßlich leidenschaftlicher Mensch, splitterfasernackt, sich umdrehen und zu seiner Frau sagen: »Ich hasse deine Mutter.« Angezogen hätte ich das vielleicht gesagt, so aber ging ich den Flur hinunter zum Wäscheschrank, griff eine Decke heraus und verbrachte die Nacht auf der Couch.

Am nächsten Morgen begegneten wir uns im Flur.

»Guten Morgen«, sagte ich.

»Was ist so gut daran?«

Ich ging ins Badezimmer, um mich zu rasieren. Das Gesicht im Spiegel war das eines entflohenen Irren. Frieden brachten die Zeiten längst nicht mehr, dafür die Hässlichkeit: die Äderchen in meinen Augen und den Ansatz von Hängebäckchen. Ich blickte auf das zerknüllte Bett, wo wir uns das Liebesspiel verdorben hatten, auf die zerstoßenen Kissen, die verdrehten Laken. Ich erinnerte mich, dass ich alles genau so im Schlafzimmer meiner Eltern gesehen hatte, als ich sieben war; und dass ich meinen Vater dafür gehasst habe: für den abgestandenen Geruch seiner Zigarre, für seine Arbeitshose, die auf groteske Weise auf dem Boden lag, und erinnerte mich an das Verlangen, ihn umzubringen.

**2** Wir zogen es vor zu schweigen, als wir zum Flughafen fuhren, zwanzig Minuten in stinkenden Autoabgasen entlang der Küstenschnellstraße, während Harriet wütend in der Ecke schmolte und eine Zigarette nach der anderen rauchte. Ihre Art zu rauchen hatte mich immer amüsiert, weil sie nicht inhalierte, sondern bloß den Rauch mit dem Mund einsog und durch die Nase ausstieß, aber so hastig, dass die Zigarette fast Feuer fing.

Ruhig, beiläufig, sagte sie: »Soll ich dir etwas über deinen Vater erzählen?«

»Was?«

»Etwas, das ich dir noch nie erzählt habe.«

»Und das wäre?«

»Versprich mir, dass du es nicht wiederholst.«

»Ach Scheiße, Harriet ...«

»Er hat sich an mich 'rangemacht.«

Diese Enthüllung ließ mich unbeeindruckt – so, als hätte man mir erzählt, mein Vater würde enorme Mengen Wein trinken. Ich sah stur geradeaus und wartete darauf, dass sie noch Zeit und Ort einsetzte.